

Die juryfreie Ausstellung.

(Am Kürfürstendamm 208/9.)

Es gehört zum Prinzip der juryfreien Ausstellung, daß alles ausgelassen wird, was sich um Aufnahme bemüht. Wenn nun auch die Berliner Juryfreien niemals blindlings auf die Postel, die sie von den übrigen Ausstellungen scheidet, eingeschwohren waren und wenn solche weise Handhabung des Grundgesetzes bei der Mittwoch eröffneten Ausstellung besonders wahrzunehmen ist, so bleibt doch das Eindringen von harmlosen Dilettanten und gleichgültiger Kinderwertigkeit etwas Naturgemäßes. Es ist indessen erfreulich, daß der Mißbrauch dieser Ausstellung keineswegs den Charakter bestimmt. Ohne besonders mild zu sein, kann man sogar feststellen, daß unter der Schar der Gleichgültigen sich einige kleine Talente hervorheben: Bilder, die für die Entwicklungsgeschichte der Malerei nie etwas bedeuten werden, die aber durchaus geeignet sind, ein wenig Freude und farbige Leben in die gepflegte Bürgerwohnung zu bringen. Wenn solche Arbeiten, zu denen an erster Stelle die Pastellmalerei zu zählen sind, für einen angemessenen Preis, etwa für zwei- oder dreihundert Mark, verkauft werden, so ist damit eine beachtenswerte soziale Leistung für das Handwerk der „Kunstmalerei“ vollbracht.

Ihr eigentliches Gesicht aber bekommt die juryfreie Ausstellung durch das Auftreten, durch das Heranzühen der Jugend, der Beweglichen, Reden, Wagenden, der Männer des Experimentales und der Pioniere der künstlerischen Probleme. Wiederum: es gehört wenig Weisheit dazu, um von vornherein zu erwarten, daß manche, vielleicht sogar viele solcher mutigen Vorstöße ins Neuland der Malerei und der Plastik Blindgänger sind, Zertrümer, mehr Wollen als Vermögen, mehr Wahn als Vollendung. Was tut das! Es ist eine einseitige Wahrheit, daß Kunst und Können das gleiche sei; ein fernsüchtiger Flarussflug kann zuweilen mehr bedeuten als ein ausgebreiteter Männerweil. Solch Wimpfen mit Farbe und Linie hat ohne Zweifel seine Reize, macht den Augen Vergnügen und leckt die künstlerische Phantasie aus den Grenzen des Gewöhnlichen in eine zwar noch gärende, aber verheißungsvolle Zukunft. Von denen, die besonders genannt sein wollen, ist uns die Gruppe der „Kai-Leute“ sehr sympathisch. Es gehören zu ihr die beiden Müller, Posier, Janthur, Neues, wohl auch Wasse und Egon Adler. Das Gemeinsame dieser Maler ist eine heiße Liebe zur Farbe, ihre Bilder glänzen und feuern. Zuweilen, wie bei Janthur, denkt man an die buchstäblich andächtige Rousseaus; zuweilen, so bei Egon Adler, möchte man meinen, daß es sich um gotisch infizierte Einwürfe für Glasmalerien handelt. Den kunstgewerblichen Einschlag, den die meisten Arbeiten dieser Maler aufweisen, wollen wir keineswegs übersehen; wir können darüber aber nicht verfahren, daß uns ihre farbigen Spiele einigermaßen amüsieren.

Eine andere Gruppe schwört mehr auf die Linie. Sie setzt sich dabei wesentlich aus Greco und von Gogh auseinander. Daß über diesen und jenen Greco als zugehöriger Altbater schwebt, ist nicht zu leugnen, ist aber beinahe selbstverständlich. In den Weltläufern um die Kunst der Linie gehört vor allem Cesar Klein; sein „Abendmahl“, ein Stück brauender Melancholie, ist ohne Zweifel eine starke Ueberwindung der behaglichen Konvention. Jodel wäre zu nennen, weniglich hinter seinen schwelgenden Hieroglyphen immer noch ein wenig Akademie bemerkbar bleibt. Viel Vergnügen bereitet uns Primo Krauskopf, bei dem man nicht recht weiß, ob er mehr mit Linien jongliert oder lieber Farbensplüßchen durcheinander treibt. Otto Seher, der die Linie zur dekorierenden Fläche zu erweitern weiß, und so auch militärische Themen bewältigt, verspricht mancherlei. Eine besondere Hoffnung scheint Karl Peter Köhl zu sein; in ihm steckt einiges von der pantheistischen Romantik des Leiber; er fröhlich gefallenen Franz Marc. Ludwig Kainer ist harmlos; er webt gobelinhafte Orientalia. Seine Frau Rene ist als Künstlerin nicht so klug wie er; sie hat aber mehr Temperament und einen zuweilen beinahe herben, die Linien sprengenden Instinkt für ein Bußert aus allen weichen Klängen der Palette. Schließlich muß noch Richard Collin erwähnt werden; er gehört in die Nähe von Posier, seine Bilder zeigen Satielichkeit, die mit Kraft geregelt wird.

Einen ganzen Saal füllt die Graphik. Man begegnet mit Vergnügen einem der besten Druckschüler, dem Erich Büttner. Dann dem Wilhelm Desterle, der die Kadel einem warmem sozialen Pathos dienlich zu machen sucht. Sehr überzeugend wirkt wie immer Erna Franz, deren Radierungen viel gliederndes Gesicht und ein schönes Empfinden für zarte Schwingungen aufweisen. Eine dreifache Uebersetzung sind die Blätter von Otto Schöff; ein volkstümlicher Pastel, ein Erotiker der ironischen Gattung.

Auch einige Bildhauer haben sich eingestellt. Martin Müller hat von Alfred Kerr ein recht wirksames Bildnis gemacht. Sophie Wolff versucht Porträtköpfen eine ägyptische Note zu geben. Von wesentlich größerer Bedeutung sind die Arbeiten von Georg Tesch-

niger; sie sind Bildhauereien von muskulöser Kraft und gereizter Nervosität. Der Kopf, den er von dem Schauspieler Wegener geformt hat, die gebrügelte Nase eines wild schnuppernden Golem, ist ein mutiger Griff, ist vielleicht eine schöpferische Tat. Robert Treuer.

Die „Sieben Gemeinden“.

Der österreichisch-ungarische Angriff hat den Kampf aus den südlichsten Grenzmarken der Grafschaft Tirol auf italienisches Gebiet übertragen und der Raum von Arterio-Astiago-Schio bildet die neue Gefechtszone. Damit betreten die Truppen der Donaumonarchie das Gebiet der „Sette Comuni“, das ist — so schreibt ein Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ — eine rauhe Hochfläche, die sich zwischen den südlichen Grenzbergen des Suganatales bis zu den Hügeln von Schio ausdehnt; kristalline Bäche rauschen durch grüne Wiesen, während rings umher die Pracht der trientinischen Grenzalpen emporstarrt. Hier liegt eingebettet in Wiesen und Felder eine Reihe von Dörfern, deren Namen einem italienischen Ohr fremd klingen. Die heilungstüchtigen Bewohner dieser Dörfer unterscheiden sich in ihrem Kernern von dem rings umher wohnenden Menschenvolk: es sind hohe Gestalten mit blonden Haaren, gemessener in den Bewegungen und ernst in Zielen. Treten wir näher, so hören wir, daß die Dörfler mit uns Italienisch sprechen; wenn sie aber untereinander sind, hören wir Laute, die oberösterreichisch-bairischen Klang haben. Es ist die mundartliche Haupteigentümlichkeit der „Sieben Gemeinden“, daß ihre Sprache fast keine Ähnlichkeit mit dem Deutsch der nahen Erbsländer hat, sondern daß ihre mundartlichen Ausläufe auf Gegenden verweisen, die in der Luftlinie hundert und mehr Kilometer entfernt sind. Dazu kommt, daß sich zwischen den „Sieben Gemeinden“ und der nächsten deutschsprechenden Gegend im Etschtal die vorwiegend italienischsprechende Zone der Umgebung von Rovereto und Trient ausdehnt. Sehen wir daher von den kleinen deutschen Sprachinseln St. Christoph, Vielgereuth und Lafran im Trientinischen ab, so ergibt sich für die „Sieben Gemeinden“ eine vollständige sprachliche Absonderung. Diese Eigentümlichkeit ist um so bemerkenswerter, als sie niemals, wie das südliche Tirol, zu den habsburgischen Erblanden gehörten, sondern seit vielen Jahrhunderten, soweit man ihre Geschichte überhaupt mit Sicherheit zu verfolgen vermag, der Republik Venedig untertan waren, jedoch nicht in dem Sinne wie die übrige „terra ferma“ (Festland), sondern in der Art, daß sie ein kleines republikanisches Sonderstaatswesen in der Doganepublik bildeten. Als Venedig nach den napoleonischen Kriegen an Österreich kam und mit der Lombardie zu einem Königreich vereinigt wurde, hörten die Sonderrechte der „Sieben Gemeinden“ auf, und sie wurden auch nicht wieder hergestellt, als das Jahr 1866 Venedig an Italien brachte. Die 8000 Einwohner des Gebietes der „Sette Comuni“ mühten es sich gefallen lassen, nicht nur politisch, sondern auch sprachlich Italiener zu werden; das Deutsche wurde für sie ebenso zu einer „Mundart“, wie das „Venezianische“ für ihre umwohnenden Nachbarn.

Das Gebiet der „Sieben Gemeinden“ liegt durchschnittlich tausend Meter über dem Meerespiegel und eignet sich daher trotz der südlichen Lage nur zur Viehzucht und Kartoffelkultur. Trotzdem hat der Fleiß, mit welchem die Bewohner der rauhen Hochfläche seit Jahrhunderten sich der Viehzucht gewidmet haben, gute Früchte getragen, so daß die Vergadler der „Sette Comuni“ im Gegenlag zu den italienischen Nachbargemeinden ein gewisser Wohlstand ausgezeichnet. Kommt der Winter, der hier oben fast sieben Monate lang jede landwirtschaftliche Betätigung hindert, so tritt ein anderes, hier seit alter Zeit geübtes Gewerbe in seine Rechte ein: die Strohschlehterei; jeder Bauer fast hat in seinem Hause eine Werkstätte.

Die interessanteste Frage ist nun, wie man sich das Vorhandensein dieser Deutschen bayerisch-oberösterreichischen Sprachstammes hier in den Bergen Venetiens zu erklären hat. Die italienischen Gelehrten der Renaissance haben sich mit dieser Frage oft beschäftigt und erklärten die Bewohner der „Sette Comuni“ für Abstammlinge der von Marius geschlagenen Kimbern. Obwohl diese Annahme ganz willkürlich ist, hat sie den Sieben Gemeinden auf Jahrhunderte den Namen der „kimbrischen Gemeinden“ gegeben. Eine andere, nicht minder unwahrscheinliche Deutung ist die, daß wir in den Bewohnern dieser Sprachinsel die letzten Ueberreste der Ostgoten zu suchen haben; sie sollen sich nach der Zerstörung ihres Reiches durch Varus in diese Bergsamkeit geflüchtet haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man es mit einer Volksgruppe zu tun, die von Kärnten her auf der Suche nach ausgebeuteten Weidplätzen hierher verschlagen wurde, etwa in der gleichen Weise, wie, im kleinen Maßstab, sich die deutschsprechenden Walliser Gemeinden in den oberen Tälern Piemonts bildeten. Die jüngsten Tage haben den Bewohnern der „Sieben Gemeinden“ das bittere Loß der „Evakuierung“ gebracht.

Kleines Feuilleton.

Die Kältetechnik und die Fleischversorgung.

Die in langen Friedensjahren stark entwickelte deutsche Kältetechnik hat jetzt bei der feindlichen Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt ihren vollen Wert beweisen können und die großen, für Kühlanlagen aufgewendeten Kapitalien glänzend gerechtfertigt. Vor Ausbruch des Krieges bestanden in Deutschland, wie aus einem Aufjag von Prof. A. Schwarz in der „Landsmann“ hervorgeht, 16 große Kühlhäuser mit 76000 Quadratmeter Kühlfläche und 400 mit Kühlrichtungen versehene Schlachthäuser mit 160000 Quadratmeter Kühlfläche; die erlösten können z. B. auf jedem Quadratmeter 1000 Kilogramm Fleisch, insgesamt 76 Millionen Kilogramm, aufgestapelt bekommen, die Anlagen der Schlachthäuser müssen dagegen für die kurzen Einlagerungen eines täglichen Betriebes den großen Teil der Fläche bereithalten. Diese Kühlräume in Verbindung mit den während des Krieges noch neu erbauten oder doch stark erweiterten Anlagen stellen Stapelräume mit einem Stock von Vorräten zur Verfügung, die sich für die Sicherstellung der Volksernährung und die Wahrung einer Preisregulierung bei drohenden Preissteigerungen schon von ausschlaggebender Bedeutung erwiesen haben. Nur auf Grund der in die freie Verfügung der Kühlhausverwaltungen gestellten beliebig langen Aufbewahrung der Fleischvorräte konnte die Anfang 1915 verfallene Schlachtung eines Drittels des deutschen Schweinebestandes ja überhaupt in Aussicht genommen werden.

Besonders bemerkenswert ist die Zentraleinkaufsgenossenschaft in Berlin den größten Teil des durch die Schlachtungen erzielten Fleisches und sorgte für die Einlagerung, die auf die Zeit von vielen Monaten, ja selbst Jahren bei voller Erhaltung der Qualität des Fleisches der aufbewahrten Fleischmengen vorgezogen war. Auf die richtige Durchführung des Gefrierprozesses und des bei der Aufbewahrung nötigen Luftwechsels sowie auf eine peinliche Sauberkeit mußte daher der größte Wert gelegt werden. Das Einfrieren erfolgt bei einer Temperatur von 8—10 Grad und gilt erst als beendet, wenn das Fleisch vollkommen durchgefroren ist; dann erst wird das Gefrierfleisch in die Stapelräume übergeführt, wo es unter möglicher Vermeidung von Temperaturschwankungen bei 6 Grad aufgeschichtet oder bei annähernd 0 Grad aufgehängt wird. Das Auftauen erfordert die größte Aufmerksamkeit, da ein zu plötzlicher Uebergang zu höheren Temperaturen die Fleischfaser sprengt und Aussehen und Nährwert des Fleisches herabsetzt. Es erfolgt daher ebenfalls in besonderen Räumen, die regulierbare Wärme- und Ventilationsvorrichtungen besitzen. Mit der Erhöhung der Temperatur muß eine Steigerung des Feuchtigkeitsgehalts vor sich gehen; trotzdem erhält das Fleisch den ursprünglichen Wasser-gehalt nicht mehr vollständig, ist also im Nährwert relativ gesunken. Nach den gerade jetzt ausgiebigsten gemachten Erfahrungen darf das Gefrierfleisch dem frischen Fleisch völlig gleichwertig angesehen werden. Der Preis für Gefrierfleisch wächst mit jedem Monat längerer Aufbewahrung um 1—1½ Pf., die Kosten wurden zu gunsten ärmerer Bevölkerungsklassen jetzt aber meist von den Städteverwaltungen selbst getragen.

Butterfett und Wachstum.

Das „Journal of Biol. Chem.“ bringt eine Mitteilung von aktuellem Interesse. Das englische Blatt knüpft an die bekannte Tatsache an, daß Butterfett die merkwürdige Eigenschaft besitzt, das Wachstum von Kindern und jungen Tieren zu befördern. Diese Eigenschaft begründet den großen Wert des Butterfettes für die Nahrungsernährung. Werden junge Tiere — und ebenso Kinder — mit chemisch reinen Stoffen ernährt, so werden sie in ihrem Wachstum gehemmt. Fügt man ihrer Nahrung Butter bei, wachsen sie wieder normal. Diese Eigenschaft haben verschiedene andere Fette, wie Oliven- und Mandelöl, nicht. Es ist nun den Chemikern Mc Coelum und Margarete Davis gelungen, den das Wachstum bewirkenden Bestandteil auf chemischem Wege aus der Butter auszuscheiden. Er ist in Äther löslich und wird durch Versetzen des Fettes nicht zerlegt. Die genannten Forscher machten mit dem ausgeschiedenen Stoff folgendes Experiment: Einige Mägen belamen als Futter ein Gemenge von 18 Proz. Kasein, 56,3 Proz. Dextrin, 20 Proz. Milchzucker, 2 Proz. Agar (Stoffzucker) und 3,7 Proz. von einer Salzmischung. Die damit gefütterten Tiere, die überdies 3 Proz. gewöhnliches Olivenöl belamen, hörten rasch auf zu wachsen. Als sie nun anstatt der 3 Proz. gewöhnlichen Olivenöls ein Del belamen, dem der erwähnte Butterbestandteil zugesetzt war, begannen sie wieder auf normale Weise zu wachsen. Es ist den Untersuchern nicht gelungen, zu entdecken, was für ein Stoff jener Butterbestandteil ist.

Notizen.

— Vorträge. Im Deutschen Monistenbund spricht Freitag, den 2. Juni, abends 8½ Uhr, im „Humber-Bräu“, Tauentzienstraße 7, Dr. Magnus Dirschfeld über das Geburtenproblem.

Erzählungen eines alten Tambours.

29] Von Edmund Hoefler.

„Die Geschichte machte ein fürchterliches Aufsehen, denn so bunt war es noch nie gekommen, und andererseits hatte auch noch niemand eine solche Sache so ernsthaft in die Hand genommen wie jetzt der Gelbgießer. Sonst hatte man sich beruhigen und besänftigen lassen, der Skandal war vertuscht worden; bei ihm war davon keine Rede und er betrieb die Untersuchung. Heraus kam dabei freilich so gut wie nichts. Daß die beiden im Hause Militärpersonen, und zwar Kürassiere gewesen, meinte man zu finden; aber was half das? Der Wildenstein wies nach, wo er den Abend gewesen; nun suchte der Teufel im ganzen übrigen Regiment. Der Reister empfing also von seiner Obrigkeit und von der Kommandantur eine recht freundliche Beileidsbezeugung, und außerdem ward bekannt gemacht, daß kein Militär mehr in Zivil gehen und daß niemand ohne besondere Erlaubnis seines Chefs nach zehn Uhr abends sich außerhalb seiner Wohnung aufhalten dürfe. Patrouillen sollten die ganze Nacht gehen und jeden zu Arrest bringen, der sich nicht als zum Ausgehen berechtigt ausweisen könnte. Das war alles. Und auch daraus ward nichts, denn welcher Soldat riskiert's und faßt seinen Offizier an? Die Herren Offiziere taten zwar feindlich böß, schalteten auf den Gelbgießer, sangen einen neuen Vers vom Herrn von Wa-Be-Wildenstein, trieben's aber justement wie immer, nur vielleicht etwas heimlicher.

„Der Reister kehrte sich inzwischen wenig an das Schellen und Drohen und hantierte wunderbar still und kaltblütig. Die Magd schickte er aus dem Dienst, die Schwester brachte er über Land zu Verwandten, die Frau kriegte man nicht mehr zu sehen; es hieß, sie liege arg dantieder infolge des Schrecks und der Erkältung. Er selbst nahm drei neue Gesellen an, sein Geschäft florierte wie noch nie, und anscheinend hatt' er die ganze Geschichte vergessen. Aber mancher wollte doch wissen, daß er nur auf seine Rache sinne. Die Bürgerschaft, was Handwerker waren und Krämer, die niederen Beamten, die Ackerbürger, die hatte er, wie es hieß, alle miteinander für sich.

„Ja, ihr Leute, man sagt wohl, daß zuweilen ein feind-

licher böser Geist über die Erde zieht, an den Herzen hin und her rückt und die Köpfe umdreht. Das, denk' ich, muß auch dort geschehen sein, sonst wäre nicht wie auf einen Schlag diese Einheitsliebe der Feindschaft und des Troges zu Lage gekommen. Es war verdammt anders geworden. Wo die Leute sich sonst gebüht, da gingen sie jetzt mit steifem Nacken, wo sie sonst schon auf die Seite gewichen, schauten sie jetzt düster und gerade in die Augen, wo sie einst vor Dankbarkeit und Devotion sich nicht zu lassen wußten, wenn ein Offizier mit ihnen verkehrte, bei ihnen bestellte oder handelte, da schlugen sie ihm nun die Türe vor der Nase zu und gaben entweder gar nichts oder nur wie um Gotteswillen; da hieß es Anklage und Fall nur Herr Leutnant, Herr Hauptmann, und nichts weiter. Es war, als ob all die Barone und Grafen über Nacht der Teufel geholt hätte. Hatten sie früher schon überall gekannegießert, so brachten sie jetzt die Köpfe gar nicht mehr auseinander, und des Plüsterens und auch des Lautredens war kein Ende. Da fielen herbe, spöttische, harte Worte, und wenn ein Offizier etwas darauf erwiderte, ward's noch schlimmer.

„Der Kohlmarkt ist ein Dreieck, nicht sehr groß, und wo er gegen die Kapuzinergasse ausläuft, mag er nicht über dreißig Schritte breit sein. Da im Winkel wohnte damals der Herr von Wildenstein und ihm gerade oder vielmehr schräg gegenüber lag der Gasthof zum schwarzen Hahn. Dort saßen eines Tags die Bürger beisammen und sprachen wie gewöhnlich. Ein Offizier nebenan im fogenannten Herrenzimmer hörte die Reden, trat in die Tür und schalt auf sie ein; es war ein Herr von T. von den Grenadieren. Da stand der dicke Väder von der Georgenecke auf und sprach: „Gefällt's dem Herrn nicht, wie es hier klingt, was horcht er an der Wand? Davon geht eine alte Rede, die wahr ist. Wir wollen unsere Häuser und unsere Zimmer für uns. Wir sind keine von seinen Kommissarien und pfeifen auf die Offiziere. Und nun Adje und guten Tag! Geh' der Herr hin und managier' er sich in Zukunft!“ Der Offizier sprang suchend heran und schlug mit seinem Stoa über des Redners Schulter, der aber packte ihn an Hüden und Brust und warf ihn wie ein Bündel Lumpen durch das Fenster auf die Straße, daß des Herrn Gesicht und Kopf arg verletzt wurden und er ein halbes Jahr an den Wunden laborierte. Das war denn der Anfang der Taktlichkeiten.

„Am selben Abend noch ward ein Bürger von einigen Soldaten, wie es hieß auf Anstiften ihrer Offiziere, jämmerlich zerläut, am folgenden Tag traf daselbige Loß einige Offiziere. Die Untersuchungen führten zu nichts. Die Bürger sangen nun auch ihre Lieder, und sie waren nicht fein; die Offiziere hörten sie allerwärts. Abends konnten sie nur im ganzen Dauen gehen oder mußten sich förmlich esfortieren lassen. Hätten wir andere Kommandeure gehabt, es hätte gar nicht so weit kommen können; aber der General war ein gutmütiger kränklicher alter Herr und über die Mäßen ängstlich; unsere Obersten waren auch nicht viel anders. Da versuchte man dies und das, da drohte und bat man, aber zu was Rechtem kam es nie oder doch immer zu spät. Es war eine wilde Wirtschaft, und von Tag zu Tag ward es übler.

„So schleppte sich das Unwesen bis zur Mitte Februars hin. Da ward der alte General pensioniert und unser Oberst ging auch ab. Der neue Kommandeur war ein ganz anderer Mann, frisch und herb, aber auch human. — Nun hieß es gleich: Stillgestanden, Soldaten! wer sich mußt, wer Unfug treibt oder Veranlassung dazu gibt, wird mich als General finden. Un weiter lautete es: Aufgepaßt, ihr Bürgerleute! Wo ihr nun nicht Ruhe haltet, regiert euch dieser und jener. Da konnte man von Belagerungszustand, von Kriegsrecht und dergleichen hören. So lautete der Tagesbefehl am Tage nach seiner Ankunft, so die Proklamation an die Bürger, die an den Straßenecken angehängt und von den Kanzeln verlesen wurde, wie es damals Mode war. Aber es war schon zu spät, denn die Bürger waren nicht mehr allein.

„Ich hab' euch schon gesagt, daß es böse Zeit war, die Lebensmittel teuer, der Verdienst gering, Hunger und Unzufriedenheit groß. Natürlicherweise sah das hauptsächlich in den untersten Massen, bei den kleinen Leuten, den verkommenen Handwerkern, den Strandsfahrern, den Flußarbeitern, den Schiffskleuten und Tagelöhnern, und was dergleichen mehr ist. Als die nun merkten, daß auch die Bürger giftig wurden, drängten sie sich heran und wurden gut aufgenommen. Und jetzt sprach man nicht allein vom Militär, nun ging's ärger als je über die inneren Zustände der Stadt her, über die Obrigkeit, den Mangel, den Hunger, die schlechten Schulanstalten, und Gott weiß worüber sonst noch.

(Fortf. folgt)

